Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 40

Artikel: Drei Leben [Fortsetzung]

Autor: Trabold, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642888

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 30. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Herbstmorgen.

Von U. W. Züricher.

Ein bleicher Morgen träumt heran,
Die Berge dämmern Grau in Grau,
Nur Rabenschrei auf weitem Plan,
Sonst alles endlos müd' und flau.

Mir däucht, es kenn' die weite Flur,
Gleich uns, auch Gram und Sorgennacht,
Und fühle manchmal auch Natur
Des Weltendunkels Uebermacht.

Und doch, der Feuerglutenball,
Der kündet allem Dämmer Krieg,
Und immer wieder durch das All
Hallt's hell von Lichtposaunen: Sieg.

Doch immer wieder wächst auch Nacht
Und frißt das Licht in sich hinein
Und alles, was in Aengsten wacht,
Das leidet Not und leidet Pein.

Wie fühl' ich meines Herzens Schlag
So ganz in dich, Natur, getaucht,
Bald klopft es matt und lebenszag
Und bald von Sonnenkraft umhaucht.

Doch tröstet in der Jahre Flucht,
Daß Glück nachhallt durch Grab und Plag',
Und wieder, daß des Grames Wucht
Gibt Tiefengang dem Sonnentag.

Drei Leben.

Eine Novelle. Von Rudolf Trabold. 9

Bertas Gesicht war von tadelloser Regelmäßigkeit. Die schönen braunen Haare trug sie gescheitelt und in zwei Zöpfe geflochten, die sie seit ihrer Mädchenzeit immer gleich, um Scheitel und Hinterhaupt gewunden „nach Defregger-Art" trug. Dies gab ihr ein ganz jugendlich mädchenhaftes Aussehen, trotzdem sie so ernst blickte, als hätte nie ein Lächeln ihre Züge erheitert. Die Augen der Jungfrau glichen blauem Achat, es waren wunderbar tiefe Augen, an denen man ihre schwesterliche Zugehörigkeit zu Morner sofort erkannte. Diese Augen belebten das ernste Gesicht; denn in ihrem geheimnisvollen Dunkel spiegelte sich die sonderbare Frauenseele. Diese Augen glichen einem dunkeln Bergsee zwischen hohen Felswänden, dessen kalte Flut noch nie ein Nachen befahren; niemand noch durchdrang mit einem Blicke dieses kristallklare Wasser bis zum Grunde, so tief lag er. Wenn sie so dasaß, von keinem Menschen gesehen, versunken in die Welt, in der sie aufzuleben schien, war sie schön wie eine Heilige. Nur Morner hätte seine Schwester in dieser Schönheit sehen können, ohne die Seele des seltsamen Weibes zu erschrecken und wegzuscheuchen. Aber der Arzt, dessen Auge sich sonst so gern in die Schönheit versenkte, hatte kein Verständnis mehr für das, was er an der Schwester sah. Die tiefernste, religiöse Natur Bertas trat ihm wie ein Schatten entgegen, der seine Lebensfreude, die oft zu erlöschen schien, fast zu verdunkeln drohte. Und so war die Schwester dem Bruder beinahe zum Gespenst geworden, das ihn schreckte, wenn er es unvermutet sah. Er erinnerte sich längst nicht mehr, daß er das Ideal vom Weibe sich einst nach dem Original „Berta" gezeichnet hatte. Morner liebte Berta noch immer, aber begrenzt. Berta hatte für ihn eine „zu pathologische Natur". Jeden Tag entdeckte er jetzt an ihr neue krankhafte Seiten. Ihre Religiosität war die Hauptursache, die ihn trieb, die Seele der Schwester als Psychiater unter die Lupe zu nehmen. Als Assistentin jedoch war Berta geradezu unersetzlich für ihn. Ihr Pflichtgefühl, ihre Aufopferungsfähigkeit, ihr Lebensernst, ihre Nächstenliebe, die sie eben gerade durch die Religiosität täglich stählte, befähigten sie zum neuen Berufe wie zu keinem andern. Nie zeigte sie Abscheu oder Widerwillen am Operationstische bei den oft gräßlichen Krankheitsfällen.

Durch ihren Willen hatte sie die Ohnmacht bei der ersten Narkose überwunden und war dann gefeit gewesen

vor der Schwäche. Im Gebete hatte sie die Kraft erfleht und sie auch erhalten von ihrem Gotte. Sie hatte den Ekel zu überwinden gehabt, der sie zum neuen Berufe fast unfähig gemacht hätte und der Kampf war ein schwerer gewesen. In ihrer makellosen Jungfräulichkeit sah sie das Traurige, Abstoßende, Entsetzliche, unter dem so viele ihrer Schwestern litten, noch deutlicher. Für sie, die keine Ahnung von all dem gehabt, was sie jetzt täglich in der großen Praxis des Bruders zu sehen bekam, war das Erschreckliche noch gewaltiger, denn sie war rein an Seele und Leib, wie eine Heilige. Sie litt mit den Unglücklichen zuerst so sehr, daß ihr Herz Unsägliches ertrug — doch sie fand in ihrem Glauben die Erlösung von dem Weh, ohne daß sie einem andern als dem Unsichtbaren geklagt hätte. Und so war sie immer stärker, immer fähiger geworden für die Arbeit im Operationssaale. Morner fühlte es, wie er mit Berta viel leichter, schneller, sicherer arbeitete; doch gerade darum, weil dem schweigsamen ernsten Mädchen alles nur so aus der Hand floß, nahm er es jetzt als etwas Selbstverständliches hin, war sie doch seine Schwester. Morners Anforderungen steigerten sich bald. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, daß er fast Unmögliches von der Schwester verlangte, da sie doch erst kurze Zeit ihren neuen Beruf einübte. Aber Berta beklagte sich nicht, sie bewunderte den Bruder als Arzt so sehr, daß sie sich glücklich fühlte, ihm zu dienen.

Nicht nur die Religion war die starke Triebfeder zu Bertas Ergebenheit. Sie war ja ein Weib mit der Stärke und der Schwäche eines solchen. Aber Berta besaß auch jenes Gefühl, das sich bei jedem Wesen offenbart, sei es stärker oder schwächer, offener oder verborgen. Das Herz der Jungfrau fand im Bruder das Bild ihrer Liebe. Diese Liebe trieb sie, alles zu tun, womit sie Hans angenehm wurde. In den Jahren der Trennung hatte sie dieselbe in sich getragen, als Kind schon verspürte sie das mächtige Gefühl. Und es wuchs diese Liebe. Der Gegensatz zwischen ihrem Seelenleben und dem Morners tat der Liebe keinen Abbruch. Sie sah, wie Hans sich dem schweren Berufe mit tiefem und reinem Ernste hingab, wie seine Hand Wunder wirkte, wie er von den Geretteten gepriesen wurde. Morners Seele war ihr ein Rätsel, aber sie kam dazu, seine Glaubenlosigkeit zu übersehen und es auf sich zu nehmen, für das Seelenheil des Bruders in der Stille im Gebet vor ihren Gott zu treten. Seit sie es über sich vermochte, den Bruder mit ihrem Bekehrungswahn zu verschonen, war er äußerlich viel freundlicher zu ihr geworden. Das beglückte Berta. So ging ihr Leben in der großen Arbeit auf. Das Lob über ihre Tätigkeit war der köstlichste Lohn, den sie empfing. Es tat ihrem Herzen so wohl, wenn er sagte: „Ah, das ist ein Glanz hier, da sieht man, wer geputzt und gescheuert hat."

Sie wußte wohl, daß er alles sah. „Türklinken, Fensterschließer, alles blank!" rief er dann.

Arbeit, Arbeit von früh bis spät liebte Berta.

Morner wollte nicht, daß seine Schwester ein reines Arbeitstier werde. Er bot ihr Vergnügungen, Zerstreuungen, verschaffte ihr Bekannte, doch Berta wollte keine neuen Freunde, wollte kein Vergnügen. Wenn Morner mit ihr spazieren ging, dann war Berta mehr als zufrieden; darüber hinaus wollte sie nichts. Außer dem Hause verkehrte sie nur in der Brüdergemeinde.

Morner hatte bald eingesehen, daß er seine Schwester nie dazu bringen konnte, ihre Lebensansichten zu ändern, sie dem fröhlichen Genuß nach der Arbeit zuzuführen. Es war sein Wunsch gewesen, Berta möchte sich elegant kleiden, und er hätte sie gern in die Gesellschaft geführt. Er selbst legte dem keinen Wert bei, aber für die Schwester hätte er sich wirklich gern „geopfert", Unterhaltungen zu besuchen; denn das hätte Berta fröhlicher gemacht, das wäre ein Gegengewicht gewesen zu ihrem Hange zur Melancholie.

Bald mußte er jedoch den Gedanken aufgeben, sie ein wenig zur Weltdame zu erziehen, die mit ihm auch das Schöne, Angenehme, das Fröhliche des Lebens genießen würde. Jetzt, wo er Besitzender zu werden begann, wie gerne hätte er seine Schwester, die eine freudlose Jugend hinter sich hatte, als fröhlich Genießende gesehen.

Es wurde immer dunkler in Bertas Zimmer. Ihr schien aber noch genug Helle vom leuchtenden Sommerhimmel ins Gemach zu dringen. Ihre Augen liebten dieses Licht, in dem sich so angenehm sinnen ließ. Sie horchte zwar immer, ob sie nicht den Bruder kommen höre, um dann schnell zu eilen, ihn zu bedienen. Morner kam aber nicht. In dem stillen Gemach war's jetzt lauschig.

Ihr war das Zimmer entschieden noch viel zu elegant. Sie liebte aber das Gemach, ganz besonders seit Morner mit Reproduktionen des Christus aus der Disputa und der Sixtinischen Madonna von Raffael, der Grablegung Christi und einer großen, sehr guten farbigen Wiedergabe der Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit von Tizian die Wände schmücken ließ. Als es von der Herz-Jesu-Kirche 10 Uhr schlug, stand sie auf, ging noch durch die Zimmer und die Küche und kehrte dann wieder in ihr Gemach zurück, entkleidete sich langsam und legte sich schlafen, denn sie hatte einen anstrengenden Tag hinter sich. Kurz nachdem sie eingeschlafen war, kam Morner.

Morner war froh, Berta nicht mehr wach zu finden, wie sonst, weil er allein sein wollte. Nachdem er stehend etwas genossen in der Küche, ging er in sein Zimmer, machte Licht und streckte sich dann auf die Chaiselongue mit einem Buch, das ihm die Baroneß vor einigen Tagen gegeben hatte. Es waren gerade drei Wochen her, daß er seinen ersten Besuch in der Villa gemacht. Schon oft war er dort gewesen seither, doch immer nur kurz, er hatte wieder so viel zu tun, daß er kaum eine Stunde fand, um die Baroneß zu besuchen. Auch heute war er bei ihr gewesen, darum kam er so spät heim. Nun wollte er das Buch lesen, um dann mit Fräulein von Ester darüber zu sprechen. Sein Geist war aber nicht bei der Lektüre, tausend Gedanken schwirrten durch seinen Kopf, alle waren sie mit der Herrin in der Villa beschäftigt. Je besser er sie kennen lernte, je hoheitsvoller und unnahbarer kam sie ihm vor. Oft wollte er gewaltsam die Schranken durchbrechen, die ihn zwangen, wie ein Betender andachtsvoll vor einem Heiligenbilde zu knien. Er suchte alle möglichen Fehler an Lydia, um sich ihr menschlich näher zu bringen, aber er fand nur Bewunderungswürdiges an diesem Weibe, das ihn fesselte mit ihrem Wesen wie noch kein zweites. So lag er bis fast um Mitternacht sinnend und lesend da, dann suchte er den

Schlaf, fand ihn aber kaum, da sein Gehirn vor Träumen keine Ruhe fand. Erst gegen den Morgen kam der Schlummer, aber schon früh wachte er auf. Es war Sonntag; um sieben Uhr am Abend hatte er der Baronesse versprochen zum Nachtmahl zu kommen.

Um halb sieben Uhr schritt er schon der Villa zu. Er war erregt, seine Müdigkeit war verschwunden, als er bei Lydias Haus anlangte.

Die Baronesse kam ihm schon im Parke entgegen und empfing ihn herzlich; sie war in bester Laune und entschuldigte sich, daß noch Besuch gekommen:

„Eben habe ich für heute Gesellschaft angesagt bekommen, aber erst für 8½ Uhr. Bis dahin können wir ganz ungestört plaudern, Herr Doktor. Ich will Ihnen übrigens heute die ganze Villa zeigen, nachdem Sie Park und Garten bereits kennen lernten."

S. Freudenberger: Erfüllte Prophezeiung. Nach d. Radierung v. Felix Milius. Privatbesitz Florenz

Lydia sprach in heiterem Tone; Morner fühlte, daß ihr wohl zumute war, als sie frisch und mit innerer Freude sagte:

„Kommen Sie, Herr Doktor, ich muß Sie so führen, daß Sie ein klares Bild von meinem Heim bekommen. Die Villa ist eigentlich mehr ein Schloß, dieser Teil hier ist der neue Bau, den mein Vater dem alten anfügte. Die eigentliche Villa — „die Campagne"", wie man sie immer nannte bei uns — ist das kleine Gebäude dort drüben, in dem jetzt die Stallungen und die Wohnungen der Dienerschaft sind."

Sie umgingen den weitläufigen Bau, um auf der Nordseite, fast zu ebener Erde, in einen großen Saal zu treten, wie man sie in den französischen Schlössern im späten Renaissancestil findet. Schöne eiserne Gitter schützten die hohen Fenster. Der Saal diente früher als Vorzimmer, ein weiß gestrichenes Getäfel mit Goldleisten bekleidete die Wände und ein Kristalleuchter hing in der Mitte. Links und rechts waren wieder Säle im Stile des 18. Jahrhunderts gehalten mit kostbaren Seidentapeten. Das Schönste waren hier die Kamine aus weißem, schwarzem und rotem Marmor; die Spiegel waren verblichen, das Parkett zeigte die klaffenden Spuren seines hohen Alters, die Möbelbezüge, Tapeten, Vorhänge und Portieren hatten keine bestimmte Farbe mehr. Lydia machte Morner auf die Wandleuchter aufmerksam, herrliche Stücke aus vergoldeter Bronze. Die Bilder, meist Jagdszenen, Schäferidyllen oder Familienporträts, konnten nicht von Meistern herrühren. Die Gemächer waren nur spärlich möbliert, wie es zu jener Zeit Mode war. Durch einen Korridor trat man in die neuere Villa, obschon dem Stile nach auch dieser Flügel gleich alt sein mochte wie die Nordfront. Hier aber empfing Morner ein Luxus im Empirestil, der ihn blendete. Lydia erklärte:

„Das ist alles echt historisch, fast alle Möbelbezüge und andere Tapisserien sind unersetzt. Weil die Villa lange Jahre geschlossen war, erhielten sich die Farben. Großvater und Vater trugen alle Sorge, die Kostbarkeiten zu erhalten. Mein Urgroßvater brachte sämtliche Möbel aus Paris mit. Die Bilder sind Geschenke aus der napoleonischen Aristokratie. Es würde zu weit führen, Ihnen die Geschichte zu erzählen, die diese Räume haben, sie ist aber interessant und mit den Namen Marie Luise und Herzog von Reichstadt eng verknüpft, doch nicht immer ruhmreich."

Morner ging stillschweigend, aber mit höchstem Interesse durch die Räume dieses wahrhaft fürstlichen Besitzes. Der Glanz und Reichtum machten ihn stumm. Er dachte an sein Heim, das die Freunde kostbar fanden. Wie unendlich bescheiden war es gegenüber diesem ererbten Aufwand! Er atmete auf, als Lydia ihn nun in den Teil der Villa führte, in dem ihr Großvater und Vater gelebt hatten. Da war die Einfachheit wieder Herr, wenn auch hier die Einrichtung eben eine herrschaftliche war. Die Möbelstücke, obwohl stets vornehm wie die übrige Ausstattung der Zimmer und Säle, verrieten doch den Sinn für das Praktische und Gemütliche der einstigen Bewohner.

„Es kommt mir hier wie in einem Museum für vergleichende Kulturgeschichte vor", sagte Morner lächelnd.

Lydia lachte hell auf. Morner schaute sie erstaunt an, so hatte er sie noch nie lachen hören.

„Sie haben das Rechte getroffen, Herr Doktor, es ist weiter nichts als ein Museum. Nur aus Pietät lasse ich alles erhalten, wer weiß, was damit geschieht, wenn ich einmal nicht mehr bin."

Die Worte brachten Morner zum Nachdenken. Er wußte nichts von Lydias Familiengeschichte — warum lebte sie allein hier mit Fremden? Er fand aber nicht Zeit zum Nachdenken. Lydia schloß die Tür des Korridors ab, der diese Kulturperiode der Villa Ester von den übrigen trennte. Nun schien auch sie aufzuatmen, als sie sprach:

„Jetzt sind wir wieder in der Gegenwart."

Sie übergab einem Diener, der mit ihnen gekommen war, um die Fensterläden zu öffnen und zu schließen, die Schlüssel.

„Morgen soll die Herrlichkeit wieder eingehüllt werden — auf daß Motten und Rost sie nicht fressen!“

Zeichnung von S. Freudenberger. Eidg. Kupferstichsammlung.

Sie eilte leichten Fußes die breite, teppichbelegte Treppe hinunter. Morner folgte ihr, nicht ohne Lydias schönen Körper zu bewundern, der vor ihm dahin zu schweben schien. Sie rief ihm entgegen, als er auch unten anlangte:

„Nun haben wir aber noch Zeit, ehe die Gäste kommen, alles das zu sehen, was „mein Werk“ ist!“

Eine große Einfahrt für Wagen bildete sozusagen den Weg zur „Gegenwart“ hier. Diese Einfahrt schlossen hohe Eisentore zweimal ab. Durch das eine gelangte man in den Park, dem gegenüber die Stallungen lagen, durchs andere auf einen gepflasterten Raum, wo die einfahrenden Wagen sich kehren konnten, um wieder fortzufahren. Eine niedere Mauer mit einer Galerie aus rasenähnlichen Steinen begrenzte diesen Hof. Unter der gewölbten Einfahrtshalle führten links und rechts breite Stufen zum „alten und neuen Schloß“. Lydia geleitete den Gast, aus dem alten Teil kommend, über die gegenüberliegenden Stufen in die Halle, von wo sie in die Säle und Zimmer gelangten, die „Ihr Werk“ waren.

Morner war bei seinem letzten Besuche nicht in diese Halle gekommen, denn Lydia, die selten Gäste aus der großen Welt empfing, die in Equipagen anfuhren, ließ ihre Freunde immer direkt vom Garten durch die kleine Loggia in die Empfangsräume führen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Berner Maler Sigmund Freudenberger.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erfreute sich die Stadt Bern einer Reihe ausgezeichneter Künstler sowohl, als begeisterter Kunstfreunde. Einer der hervorragendsten dieser Männer war Sigmund Freudenberger, dessen Werke universellen Ruf genossen. Wer hat sich nicht schon erfreut an jenen herzerfrischenden Bildern desselben, die wie eine Verherrlichung des Landlebens und wie ein Hohelied auf die Naturschönheit unseres Landes auf jeden Beschauer wirken.

Sigmund Freudenberger, der Sohn eines Berner Fürsprechers und der Bernerin Katharina Ernst, war im Jahr 1745 geboren. In seiner frühesten Jugend schon bekundete sich sein Talent für die darstellende Kunst, und trotzdem sein Vater schwere Bedenken trug, konnte er nichts daran ändern, daß der junge Sigmund die Kunst als seine Lebensaufgabe auserwählte. Bei dem in Bern niedergelassenen Porträtmaler Handmann aus Basel kam er in seinem 16. Jahr in die Lehre und zwar mit solchem Erfolg, daß ihn der Meister schon nach einem Jahre mit der Behandlung der Oelfarben bekannt machen konnte. Nach kurzem Aufenthalt in Basel, wo Freudenberger seinem Lehrer nachgefolgt war, kam er als blutjunger Mann nach Paris und er hatte das Glück, daselbst in einem Kreise ausgezeichneter Künstler freundliche Aufnahme zu finden. Der berühmte Kupferstecher Adrian Zingg aus St. Gallen, die in gleicher Kunstbranche beschäftigten Meister J. G. Wille und Schmutzer fanden Wohlgefallen an dem aufgeweckten, vielversprechenden und allezeit frohgemuten Jüngling, luden ihn ein zu Ausflügen in die Umgebung der Großstadt. Was Freudenberger auf diesen kleinen Wanderungen besonders interessierte, das waren die Bauernhütten, Ruinen, alte Gebäude, Mühlen, Brunnen, die er fleißig zeichnete und durch passende Bewohner und Tiere belebte. Auch die Porträtmaler Aved und Roslin und der Historienmaler Narcalis Hollé gaben dem jungen Schweizer Unterricht. Selbst der erste königliche Hofmaler Boucher, damals ein sehr hoch, später gering eingeschätzter Künstler, trat in freundschaftliche Beziehungen zu Freudenberger. Bessern künstlerischen Einfluß hatte auf ihn der Maler Greuze, der Gegner Bouchers, dem die süßliche Art des letztern

Zeichnung von S. Freudenberger. Eidg. Kupferstichsammlung.

verhaßt war. Zahlreich und originell in der Ausführung waren die Arbeiten Freudenbergers in Paris. Besondern